



PETER BAUM
WENN DIE NACHT FÄLLT

Peter Baum
Wenn die Nacht fällt
Novelle

Aus: Peter Baum, Im alten Schloß, Novellen, Verlag
von Paul Cassirer, Berlin, 1908

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Portrait des Schriftstellers

Wenn die Nacht fällt

Die Lebensbäume, die auf dem Grase kauerten, sie waren nur furchtsame Hüter. Sie wagten nicht, ihre Königin gegen den Himmel zu recken. Inmitten des Rasens stand eine große Ceder. Rund und ragend trug sie die Dunkelheit aus den matten Schatten der Dämmerung empor.

In der Halle, die vor dem finsternen Hause ihr Licht ausbreitete, verstummte das Sprechen, wenn die Schritte, die im Garten umgingen, näher kamen. — Eben noch war der große, hagere Mann oben gewesen, um seine Frau und ihren Vetter zu begrüßen. Ohne abzulegen, trat er dann wieder ins Freie. — Er wußte, man kannte das bei ihm. — Schon seit geraumer Zeit trieb er sich bis tief in die Nacht draußen herum.

Er wußte: jetzt hören sie ihn aus dem Tore gehn. — Laut spricht er mit dem Knecht.

Nun gab er dem Reh Futter. Er erhob sich und fuhr fort, im Garten auf und ab zu wandern. Er bemerkte das Stillwerden bei seinem Nahen und versuchte, ob es wiederkehrte. Das Lachen erhob sich hinter seinem Rücken, wie die Springflut bei Neumond.

Kein Mißtrauen hegte er. Vor ihm stand frühes Erlebnis. Da entzündete sein Verwirrtwerden beim Eintritt des Ehemanns dessen Verdacht. Der wollte sich damals mit ihm, dem nur erst träumenden Knaben schießen. — Auch als er noch Schüler war, errötete er, wenn einer in der Klasse vom Lehrer zur Rechenschaft gezogen wurde. Immer fühlte er sich als Täter, und erschrak, wenn ein anderer für ihn unschuldig verurteilt wurde.

Jetzt geht er wieder auf das Haus zu. Er wird sie wieder erschrecken — die Unschuldigen.

Der Mann im Dunkeln trägt eine Flinte auf dem Rücken. Dicht vor der Treppe bleibt er stehn. Totenstill war es plötzlich dort oben. Er schämte sich. Er wollte kein Knecht Ruprecht sein, der die Rute und einen Eishauch in die warme Kinderstube trug. — Freut euch Kinder, ich störe nicht eure Freundschaft.

Mit weitausholenden Schritten ging er zur Laube.

Dort sich hinsetzend, öffnete er einen drahtvergitterten Kasten. Die gezähmte Dohle flatterte erschrocken auf das faserige Holz des Tisches und schritt vorwärts — auf ihn zu.

Ihre kurz gestutzten Schwingen breiteten sich auseinander. Sie stand mit gespreizten Flügeln, wie liebeswerbend vor ihm. Sie zupfte an seinem Barte,

immer die Schwingen weit geöffnet.

Auch da im Lichtschein ein Werben, das Freundschaft geworden war. Der Vetter ist ihr zu nah, wie ihm der Vogel zu fern ist. — Immer leidenschaftlicher reißt der Vogel an seinem Barte.

Jäh erhebt sich der Mann. Seine haarige Hand fährt mit dem Vogel in das Bauer. Durch das Tor, über die Wiese geht er dem Walde zu.

Fühlt er Eifersucht. — Ihre Arme, ihr Nacken — sie gehören ihm. Freundschaft gönnt er ihr, auch er pflegt solche. Aber nicht immer möchte er bei ihr sitzen. — Abend für Abend treibt es ihn, herumzuschweifen.

Auf dieser Wiese sah er manchmal in der Dämmerung Böcke, die um ein Weibchen kämpften. — Der Stärkste bleibt immer Sieger. — Gleichmäßig schreitet er weiter. — Die Lichter der Fenster hocken trübselig furchtsam mitten in der Finsternis. Die Wolkenwälle decken den Mond, der vorsichtig die Schießscharren entlang gleitet.

Er streift durch ein paar Holzungen. Nun steht er vor den dicken Eichen, die mitten im Wege ragen. Mit einem Schild sind sie geschmückt, das ihren Namen verkündigt. — Amalien-Eiche. — Es ist nicht mehr zu lesen. — Eine rohe Art. Schändung des Waldes. An

den Schildern merkt er, daß er sich auf dem Gute seines Schwiegervaters befindet. — Auch der Vetter seiner Frau hatte sich über den Vandalen lustig gemacht. Ein feiner Kerl. Sie paßten nicht zu einander. Immer errötete er und konnte ihm nicht ins Gesicht schauen. — Verwundert horchte manchmal der hagere Mann auf, wie männlich und unbefangen er zu seiner Frau sprach, wenn er sich von ihm unbeobachtet glaubte. — Die beiden paßten auch gut im Alter zusammen. Zur Freundschaft! Zur Liebe wählt sie den, der Erlebnisse in der Stimme und in den Augen trägt.

Der Junge sagt, daß niemand für seine Taten verantwortlich sei. Das sind Worte, die auch er einmal im Munde trug. Wenn man aber älter wird, bringt man Zucht und Ordnung unter das Gesinde.

Jetzt weiß er, wohin er will. Dort in dem Gasthaus trifft er Bekannte. Er eilt auf das Haus zu und geht vorbei. Lieber will er zum Wasserfall. Dort, wo der Fluß weißen Schaum zur Tiefe rollt. Wenn dann der Mond durch eine Lichtung der Wolken schwebt. —

Der Mann bleibt stehen. Wird dort einer erschlagen. Nein. Nur der Vetter seiner Frau glaubte es, als er die Eulenschreie hörte. Von allen Seiten kommen sie jetzt. Was die Städter für Ohren haben. Er geht doch wohl

zurück ins Gasthaus. Aber da fragen sie ihn wieder, ob er mit seiner Frau erzürnt sei. Soll er denn ewig zu ihren Füßen sitzen. Das habe er früher getan, sagen sie. Die Lügner.

Er bleibt wieder stehn und pfeift. So piff er seinem Hunde. Gestern hat er ihn tot geschossen, weil er ihm den Vogel nicht brachte. Der Jähzorn.

Daß er nun doch seines Vaters Gut und des Nachbars Tochter erworben hat. Daß er von ihrem Haupte, das in der Nacht über zartem Halse thront, träumt, er, der Bajaderen unter Palmen hat tanzen sehen.

Einst, da hat er Prediger werden wollen. Sein Vater und seine Brüder verachteten ihn darum. Dann blies er die christliche Kanzel aus. — Eine runde Flamme war sie gewesen, in deren Höhlung er stehen wollte, voll Heiligkeit — voll Liebe zu der Menschheit.

Dann wurde der Glaube dunkel. Das Heil der Menschen, er konnte es nicht mehr fassen. Es zerflatterte vor ihm, wie die Karawanen und Schlösser, die ihm in der Wüste als Trugbilder erschienen waren.

Dann liebte er die Natur. Viel hat er gesehen.

Er lebte in vielen Erdteilen. Er trat aus Felsen. Abgrundtief lag der Wiesenfluß unter ihm und seiner Flinte. Da war ihm die Welt klein geworden.

Die Buchen waren jetzt wieder ernst und ragend um ihn wie früher.

Als er sein väterliches Gut übernahm, dachte er, es gleich zu verkaufen. — Im weißen Kleide aber saß sie neben ihrem graubärtigen Vater. Sie hatte runde, weiße Knöchel und neckte ihren Vetter. Dann blickte sie zu ihm hin, dem Fremdgewordenen. Blüten warf sie ihm in Haar und Bart und sagte, er sei ein indisches Götzenbild.

Die Hirschgeweihe, die Holztäfelung — sie senkten ihn in die Kindheit.

Als er sie auf den Felsen trug und über den niederstürzenden Gischt hob, schrie sie. Der Mond war damals so von Wolken umdrängt wie heute. — Dort schleuderte einer seiner Vorfahren sein ungetreues Weib in den Schaum. So die Sage. Das erzählte er ihr nachher. Da wollte sie, er solle sie noch einmal dorthin tragen. — Nachher hielt sie ganz still über den weißen Wellen.

Der Mann steht am Wasserfall. Er klettert den Felsen hinauf. In ein paar Sätzen ist er oben.

Als er da sitzt, kommt wieder seine Kindheit über ihn. Er weiß nichts mehr von den Wassern fremder Lande. Er treibt über der Unendlichkeit. Über ihn treibt die Unendlichkeit.

Wolkenzauberfrauen, die den Mond bannen.

Des Mannes Hinterkopf fällt auf den Felsen. Daß er hier als Junge gelegen hat, hier auf dem glatten Gestein, das war doch recht gefährlich. Das Brausen des Wassers will das wache Leben mitnehmen.

So regungslos stehen die Wälder. Oben am Himmel gehen Wolken.

Ein Zorn hämmert tief in ihm ein Schwert. Er schließt die Augen.

Gertrud, lege deine Hand um meine Stirn wie ein Diadem. Der Bajaderen Haut ist nicht so weiß wie deine. Singe. Sie haben keine Seele, keine blaue Seele. — Er lacht häßlich. — Die bietet sie dem Vetter dar, wenn er fort ist.

Da schließt er wieder die Augen. Schwere Wachträume umdrängen ihn. Die Wolken und der Mond; nein: weiße Frauen liegen mit dem Antlitz auf der Erde. Mit dem Rücken, den Hüften und Beinen sind sie fest an den Boden geschnallt. — Die Mondscheibe wird vom Riemen losgelassen. Sie rollt. — — Ein kurzes Stöhnen und ein ohnmächtiges Wehren der auf dem Rücken zusammengeschnürten Arme. Kopf nach Kopf trennt sie von den ungetreuen Körpern. Der Mann fährt auf. Er sinkt wieder zurück. Dort über der Wiese das flackrige Licht. Sein Haus

steht da. Er möchte es zudecken.

»Ein Offenbaren unseres Schuldgefühls zeugt von keinen Verbrechen!« murmelt er. »Unsere Gesichter sind unserer Phantasie weiche Tonmasse, in die sie den Ausdruck prägt, den sie will.«

Da steht er im Zimmer seiner Frau. Er weiß, daß die Halle vor dem Hause erloschen ist. Die Flamme bläht sich wie ein unförmliches Tier. Es tanzt über der Kerze. — Nun hört er deutlich Gertruds Stimme.

»Nein! O nein! Schließe die Tür! Er kann wie eine Katze schleichen, wenn er will. Ein tückischer Tiger ist er dort draußen geworden. Er schießt uns beide tot.«

Der Mann reißt die Flinte an die Schulter und springt in die Höhe. Wie sie sich da umschlingen, bringt er sie beide zur Ruhe.

Ein Knall und Stoß der Flinte. Kopfüber stürzt er in den Strom, der ihn zur Tiefe schleudert.

Table of Contents

[Wenn die Nacht fällt](#)